

Wolfgang Eckert



*Familienfoto*

Herta, seine große Schwester, bat ihn, nach ihrem Verlobten Ernst Ausschau zu halten, der auch irgendwo im Osten die Russen heranlockte. Sonntagnachmittag brachte der Rundfunk das Wunschkonzert mit „Gute Nacht, Mutter“, das Deutsche Mutterkreuz wurde verliehen. Im „Tageblatt“ war zu lesen: „Deutsche Jugend, ihr seid berufen, den Sieg zu vollenden!“ Und viele kleine Hausbesitzer hofften auf den entscheidenden Gegenschlag.

Im Caféhaus „Stadt Wien“ begann die Kapelle immer mit „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“, und richtig famos wurde es bei „Im Leben geht alles vorüber, im Leben geht alles vorbei ...“ Paul saß die letzten Tage dort und hielt die Texte für eine leicht verständliche Philosophie.

Von Max kam keine Karte, nicht zu ihm, nicht in die Fabrik. Baderschneider hörte auf, Meinungen über Raffendorfer herauszufragen.

Als Paul in seinem Holzverschlag stand, sagte er beinahe dieselben Worte wie am Anfang. Er sagte: „Viel Glück.“

Dabei wühlte er ohne aufzusehen in Stößen von Kettzetteln und Musterkarten. Aber als Paul schon an der Tür war, ließ er es plötzlich sein und bemerkte mit einer leisen Stimme, die Paul ihm nie zugetraut hätte: „Weidauer, du warst mein bester Weber. Na, hau ab.“

Zum Bahnhof ging nur sein Vater mit, schon damals zu sehr hustend und keuchend. Aber den Holzkoffer gab er nicht aus der Hand, als wäre das Stück bis zum Bahnhof seine Sache. Die Flaggen in der Adolf-Hitler-Straße standen aneinandergereiht wie Pappeln, eine Allee voller Hakenkreuze. Über der Einmündung zum Markt hing girlandengeschmückt das Bild des Führers, morgen wurde er vierundfünfzig Jahre alt.

Paul freute sich auf Danzig. Dort würde morgen die Feier größer und gewaltiger als hier sein.

Er weiß heute nicht mehr, was er bis zur Ankunft des Zuges mit seinem Vater gesprochen hatte. Über Danzig wahrscheinlich und Zugverbindungen, und dass die Wurstbrote gleich rechts oben im Koffer liegen. Auf alle Fälle nicht darüber, dass er die Ohren steifhalten solle. Die Worte sind verblasst, nur die Bilder sind groß und grell geblieben: Am Bahnsteig fand er die halbe Klasse aus der Tännichtschule, viele darunter mit dem Ziel Danzig, und das Freudengeschrei deswegen erinnerte an einstige Ausflüge. Sie empfanden ziemlich verlegen die Nähe der Angehörigen und waren froh, als die vier Klein Streckenwagen ins Bahnhofsgelände rumpelten. Dann das Gesicht seines Vaters, verkrampft und weiß, die Augen um ständiges Lächeln bemüht, die Hand lustig winkend, als gehörte sie nicht zu ihm. Der Zug fuhr an, und sein Vater war bestrebt, unauffällig nebenherzugehen. Schließlich rannte er aber doch hustend neben den schneller werdenden Wagen bis zum Bahnsteigende und zeigte Paul, wie sehr er lachte.

Paul sah, dass die Fahnenstadt im weiten Bogen zurückblieb, mit ihren Fabrikessen, ihren Reihenhäusern und den Glasdächern der Webereien. In die Brustbretter seiner Webstühle hatte er den gestrigen Tag geritzt: 18. 4. 1943. Und dazu die Anfangsbuchstaben PW – Paul Weidauer. Plötzlich bekam er Angst, er könnte dies alles nicht wiedersehen. Die Stadt wurde kleiner und so teilnahmslos.

Er beugte sich weit zum Fenster hinaus und spürte den Sog des Zuges. Hinter ihm brüllten die anderen viel zu schrill. Die Stadt war verschwunden. Er begriff nicht, was mit ihm geschah. Noch nie hatte er seinen Vater weinen sehen. Und nun lehnte er sich in die Fensterecke, schob Müdigkeit als Grund vor, hing das Mantelende über die Augen und hörte in der ungeheuren Stille seiner Gedanken die Achsenstöße der Räder.

Als er im August neunzehnhundertfünfundvierzig zu Fuß heimkehrte, an Riedels Teichen vorbei, durch das Kirchenholz und quer über den kleinen Friedhof, da gab er sich keine Mühe, das Grab seines Vaters zu suchen, ja, es fand sich nicht einmal so etwas wie Erschütterung bei ihm ein. Im Gegenteil, ihm schien, als sei hier alles viel zu aufwendig geordnet. Die Marmorsteine standen im Lot, die Wege waren mit schwarz-weißem Kiesel belegt, welcher Farbsinn. Hier hatte der Tod zelebriert und nicht gehaust, hier war alles ohne Hast geschehen, mit Rede und Glockengeläut, kein schnelles Zuscharren wegen des Gestankes. Er wusste aus einem alten Feldpostbrief seiner Mutter, Vater war schon ein Jahr tot, er hatte sich zerhustet und zu Ende gehungert. Ein Jahr, das war jetzt wie zwanzig Jahre. Trauer verging schnell für ihn, seitdem er in den Wäldern bei Teupitz Tote eingraben musste. Dort gab es Sandboden, hier wehrte sich die Erde mit kopfgroßen Steinen. Harte Arbeit musste das sein. Das war alles, was er dachte. Er versuchte, sich das tote Gesicht seines Vaters vorzustellen, wie es auf dem Kissen lag, aber es wurden die toten Gesichter der anderen daraus. Und sein Vater stand auf und rannte winkend neben dem anfahrenden Zug ...

Im Grund vor der Stadt spektakelten Scharen von Sperlingen in den Büschen, manchmal piffen Stare. Er hätte das nicht sonderlich wahrgenommen, doch es gab kein anderes Geräusch in der Nähe, und er war froh gewesen, weil ihm die Stille plötzlich in die Ohren schrie. Am Nordhang lag das Böhmerviertel mit der steil aufsteigenden Albanstraße. Die Dächer flimmerten unversehrt im Hitzedunst, auch die St. Martinkirche ragte grau, glatt und unwahrscheinlich gesund aus dem Wall von Häusern. Das Herz schlug ihm bis zum Kopf, als er nach Ruinen suchte. Er fand keine, und das machte ihn misstrauisch.

Er kannte seine Heimatstadt, aber er war mehr als zwei Jahre im Krieg gewesen, durch ihre Unzerstörtheit wurde sie ihm plötzlich fremd. Sie hatte ihn unbeteiligt verlassen, sie empfing ihn unbeteiligt.

An der Schönberger Straße wühlte ein Alter in einem Berg geöffneter Blechbüchsen. Er suchte nach Fleischresten, das kannte Paul. Als der Alte ihn

sah, tat er so, als wollte er sie ordnen.

„Sind die Amis in der Stadt?“, rief Paul.

Der Alte hob die Hand über seine Augen, damit er ihn gegen die Sonne besser abschätzen konnte.

„Du hast Pech“, erwiderte er, „Jetzt sind die Russen da, und die haben schon gar nichts zu fressen. Flüchtlinge gibt’s auch. Schlag einen Bogen um die Stadt, Junge, und lauf bei Remse durch die Mulde. Da drüben stehen die Amis. He, wo willst du denn hin, dort musst du lang!“

„Ich will in die Stadt“, sagte Paul, „zu deinen Russen. Wenn die nichts zu fressen haben, machen die mich auch nicht zum Bettler!“

„Hattest du ’nen Kopfschuss?!“, schrie ihm der Alte nach.

Er war der erste, dem Paul ein Lachen verdankte. Die leeren Büchsen, in denen einst kalifornisches Corned beef steckte, blieben seine einzige Begegnung mit den Amerikanern. Die Russen kannte er. Mit ihnen hatte er aus dem gleichen Kessel Wassersuppe gelöffelt. Er hatte gesehen, wie sie im Hass auf deutsche Gefangene einschlugen. Aber er war so lange vor ihnen hergelaufen, dass er ihren Hass zu verstehen begann. Und wenn einer so weit war, wozu sollte er dann erst einen Bogen schlagen, um welche, denen im Topf nichts Besseres kochte?

Er weiß noch, wie er nun schneller die Treppe zur Wohnung hochstieg, wie er auch hier alles unberührt fand – die Blumenkrippe im Hausflur, das Alpenbild im Aufgang, das Holzschild mit dem Namen Bernhard Weidauer, an dem sein Vater viele Abende geschnitzt hatte. Und nun erst war der Vater da, ganz plötzlich sah er ihn, hörte, wie er das Treppenhaus herab rief: „Kommt essen!“

Er trat damals zögernd über die Schwelle ins Wohnzimmer, mittlerweile war ihm klar geworden, dass alles am alten Platz stand, und das tat verdammt weh. Herta, seine Schwester, wandte sich von einer Arbeit am Wäschekorb ab, und daran, wie sie sein Gesicht enträtselte, erkannte er, dass ein Spiegel im Moment nicht das günstigste für ihn war. Dann spürte er ihre Arme um seinen Hals, er wusste eine Weile nicht, was er tun sollte, denn bisher hatten sie einander nur berührt, wenn sie sich prügeln. Das alles weiß er noch: Er hat den Rucksack von der Schulter geworfen, da musste sie ihn loslassen. Er hat „Na?“ gesagt, um aus den zwei Jahren Abwesenheit eine Lappalie zu machen. Im Wäschekorb bewegte sich etwas, und er, dem ja die Verwunderung auch über das Zurweltkommen verloren gegangen war, staunte, wie zwei schlafende Gesichter, faustgroß und voller sorgloser Falten, dort hineinkamen.

„Gehören sie dir? Ich meine, hast du – immerhin, gleich zwei“, stotterte er.

„Ich habe Ernst Mank geheiratet“, sagte Herta, aber sie lachte nicht.

„Schon im November. Er war zwei Tage hier. Sie haben alles sehr schnell gemacht auf dem Rathaus.“

Er merkte erst jetzt, dass seine Schwester blass und abgemagert war. Das Zimmer roch nach Windeln, Säugling, ja, sogar nach Milch, und er in seinen verlausten Klamotten, von Schweißschichten umschlossen wie eine Zwiebel von ihren Schalen, er kam nicht zurecht in solcher Reinlichkeit.

„Zwei prächtige Burschen!“, rief er albern laut, ohne zu wagen, die verkumpelten roten Köpfe zu betrachten.

„Es sind Mädchen“, verbesserte sie ihn leise.

Da war er nun ganz durcheinander. Er beugte sich über den Wäschekorb, als bezweifle er das. Einer der Säuglinge bewegte mit seinem Atem ganz fein die Härchen des anderen. Paul fühlte sich auf einmal alt, sehr alt und bis zur Hässlichkeit vergrößert. Er wünschte sich, noch einmal klein zu sein und dort unter der Decke zu liegen, um nicht mehr zu wissen, was er jetzt wusste, um nicht immer wieder zu sehen, was er gesehen hatte.

Seine Mutter war eine kleine Frau, die erst nach der Geburt ihrer Kinder angefangen hatte, dick zu werden. Nicht übermäßig zwar, aber eben soviel, dass es zu sehen war. Nach dem Tod ihres Mannes trug sie das Haar am Hinterkopf nicht mehr so sorgfältig geknotet. Sie kam nicht einmal im Traum auf die Idee, einem zweiten Mann aus seinen Nöten zu helfen. Der erste war für sie der beste, wozu dann einen schlechteren? Sie lebte ohne Verheimlichung auf die Fünfzig hin, half der Tochter und den unerwarteten Zwillingen auf die Beine und tat überall da etwas, wo es Geld zu verdienen gab: Zweimal wöchentlich Putzfrau in der Praxis eines Arztes, früh in der Volksküche, wo ein kleiner Topf Mittagessen herausprang, und nachmittags zum Verpacken von Rehropps Fußpuder in kleine Pappschachteln. Das war eine nach Vanille riechende Masse, aus unergründlichen Kriegsquellen stammend, die, für den Körper zu schlecht, gerade noch für die Füße taugte. Igelitschuhe kamen in Mode und damit Schweißfüße, das Geschäft florierte. Auch die Schieber benutzten Rehropps Fußpuder zum Füllen vermeintlicher Mehltüten, denn es war absolut ungefährlich, sogar für die Schweißfüße.

Als Pauls Mutter von seiner Ankunft erfuhr, dachte sie sofort: Er wird Hunger haben. Sie ließ Pappschachtel und Schöpfkelle fallen, und ihre viel zu lange Arbeitsschürze mit den Fäusten hochraffend, rannte sie zum Rosental. Sie hatte fest daran geglaubt, dass nach der Rückkehr ihres Sohnes Alfred auch Paul sich einfinden würde. Es war eine kindliche Gläubigkeit, für den Verlust ihres Mannes die Söhne zu erhalten. Sie stürzte ins Zimmer, unfähig geworden, Zärtlichkeiten zu zeigen. „Mein Gott, endlich bist du da, lass dich anfassen! Na, überall bist du ganz, nichts kaputt. Und ich hab' gestern noch gesagt, wir müssen was im Haus

haben, wenn er plötzlich kommt. Herta, setz Wasser auf, wir machen eine prima Schrottsuppe. Die ist aus Weizenkörnern. Hab' ich auf den Feldern aufgelesen.“

Aber er sah sie verständnislos an.

„Du meine Güte, wart's ab, Junge“, sagte sie, „bald passt dir wieder der Gürtel.“

Sie riss die Türen des Eisenofens auf, der im Sommer Kühlschrank war, zuletzt auch häufig im Winter, Töpfe und Deckel klapperten, der Gasanzünder schnappte. Paul, müde und zerschlagen auf dem Sofa, begriff, dass mit seiner Ankunft nichts zu Ende war. Bis hierher hatte er hundertmal vorausgedacht. Nun lief die Zeit weiter; und er staunte, dass sie aus lauter kleinen Handgriffen bestand, die ihm auf einmal wichtig erschienen. Er zog die Schuhe von den Füßen und zerrte das Hemd vom Leib. Schnell ließ seine Mutter kaltes Wasser ins Waschbecken. Herta brachte ein Stück aufgesparte Tenseife. Er roch sprachlos daran. Unter seiner braunen Haut ragten damals die Schulterblätter wie Flügel hervor. Er ließ keine Stelle von der Seife unverschont, er wurde beinahe kindisch vor Freude. Und sie verschwiegen ihm, wie sehr sie das als Verschwendung empfanden. Sie besaßen kein weiteres Stück Seife. Er war zu Hause, richtig spürbar zu Hause, aber er wusste noch nicht viel davon. Die Weizenschrottsuppe dampfte in den Tellern, mit einer Süßstofftablette wurde sie schmackhaft. Seine Mutter schnitt die Freitagsration Brot an, heute war erst Dienstag. Sie lebten also ihrer Zeit weit voraus. Sein Rucksack war bereits geplündert. Außer einigen verdreckten Kartoffeln und zwei Möhren, für die Hertas Kinder zu klein waren, fand sich nichts darin.

„Was sollst du auch von den Russen bringen?“, fragte seine Mutter, „die haben ja kein Eigentum, nicht mal 'ne Familie haben die, und ihre Frauen sind staatlich.“

„Mir hat einer Bilder gezeigt“, sagte Paul, „von seiner Frau und seinen Söhnen.“

Sie hob den Blick vom Teller und musterte ihn misstrauisch. Die Fältchen um ihre Augen verengten sich.

„Woher willst du wissen, dass es seine Frau war?“, fragte sie, „kann er das Bild nicht einem Deutschen abgenommen haben, und sie zeigen es euch, damit ihr zuerst einmal alles glaubt, bevor sie mit uns machen, was sie wollen?“

„Es ist seine Frau gewesen“, wiederholte er, „und die Landschaft auf dem Bild, die gibt es bei uns gar nicht. Einer der Jungen sah aus wie er. Und er wusste nicht, ob sie noch leben. Wir haben viele Dörfer von ihnen verbrannt.“

„So“, sagte sie erschrocken. „Dann müssen sie uns hassen. Aber dein Russe war eine Ausnahme. Kein Mädchen läuft hier abends allein auf der Straße herum. Bei den Amerikanern hast du nie eine um Hilfe schreien hören.“

„Die hatten Schokolade“, bemerkte Herta. „Wenn eine was dafür bekommt, schreit sie leiser.“